

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 138. So, jetzt ist auch Krimmes wieder einmal vor bei un mer sin widder in den gewöhnlich e Geschäftsangang. Die Feiertäg sin ja ganz schön, amwer mer hot doch auch viel Trübel un Schpenge mit. Amwer ich ged nich drum, ich sin schon sättis seit, wann die Rids zufriede sin un der Philipp, was mich hösband is. For den Phil do hen ich mich artig in die Schpenge gefürt. Sie wisse doch, daß er in den Wochd off Etjuhstehden edektet is worde un do hen ich gedent, ich müht das e wenig epriefschichte. Do sin ich denn auch her gange un sin hingange un hen ihn in Desk gekauft, das is e Piefisch gewese; ei tell juh, do hot er dran schaffe könne, daß es en Hund jammere buht. Ich hen ihn auch en Schlofrod gekauf, wo bis an den Flohr gange is. Wisse Se, so en rothe mit blaue Botens un Taffels. Er hot sich artig gefreut un ei tell juh, wann ich ihn so an den Desk in den Schlofrod hen hode seh, dann hot mich mei Herz gelacht, bitafs er hot so impohrent ged und ich hen so praut gefüht, als wann ich en preifische Piefischwibel seine Frau wär. Der Phil hot die Rids nit edstra gegliche, amwer ich denke, das macht, weil er nit dazu ged jühst is un so bei un mit wozd er's schon epriefschichte. Den Weg sin also die Feiertäg ganz schön iwer gange un ich häit gar kein Rids zu die, wann mich selbst nit ebbes ged gehend wär, amwer ich glauwe heut noch, daß Jemand annerfchter en Drid an mich gepielt hot. Wann ich das aussinne deht, dann dehts e Ungrid gewese, bitafs so e Fühlerer kann ich nit fende. Ich will Jhne emol die Gefchicht verzähle. Ich hen Jhne schon lang zurück emol verzählt, daß ich for Krimmes immer e ganze Latit Rudies begid. Die Rids gleiche das immer artig gut un for den Riesen hen ich alle mögliche Reind Rudies un wann se bald all sin, dann feite die Buwe immer davor. Well un widder uff besagen Hammel zurückzomme, wie mei Schmit immer gefagt hot, ich hen auch diesmal Errechnungsformel for en große Supplee gemacht. So ebaut zwei Woche beföhr Krimmes hen ich gefagt, heut Nacht bade mer Rudies un do hätte Se emol die Rids sehn solle, wie die sich gefreut hen. Ich hen mein Doh gefüht, das meint, ich hen die Butter un die Ehl un den Schuder uffgemidht un weil die Buwe so gequält un mich so gebatert hen, daß se helfe wollte, do hen ich se den Stoff rühre losse un ich hen immer das Flauer dran gepielt. Zuersch hot der Größe gerührt un do is es ja auch noch ganz isig gange; wie ich amwer immer mehr Flauer dazu gedahn hen, do is er bald ausgeleiert gewese un den nächste sein Törn is tomme. Ich dann Jhne sage, der arme Bub hot gedufft wie en Brunnebuker, amwer er hot druff los gerührt, bis ihn sein Arm ganz lehm gewese is. Dann is der dritte dran tomme, amwer der hot's nit lang stende könne un wie der letzte sein Törn genome hot, do hot er gefagt, es wär impaffibel for ihn noch zu rühre. Well, hen ich gefagt, ich denke, daddelbub. Ich hen dann die Formis herbeigeholt un mer hen die Rudies ausgeföhrte un ich muß sage, se hen artig schön gequält. Ich hen se dann gebade un es is schon lang nach Mittenit gewese, biföhr, daß ich mit den Schapp dorch gewese sin. Ich muß sage, ich hen gewonnen, daß die Rudies bei den Wade so gar kein gute Schmell von sich gewese hen, wie das juchschickliche der Rids is; amwer ich hen e wenig Kalt gehabt un do hen ich gedent, mehlie das is der Rids, bitafs ich kann nids schmelle. Well, den nächste Dag hen ich die Rudies in Badse gedahn un hen se an die Gerret getrage, bitafs die misse immer so ebaut sehn Däg bis zwei Woche steh, biföhr daß se weid un tender wer'n. Die Buwe hen die Zeit gar nit abwarde könne, amwer ich hen se warke mache; ich hen e paar mal nach die Rudies gequält un hen se gedrukt, amwer se sin immer noch hart gewese. Wie endlich Krimmes tomme is, do hen se sich off Kohrs nit mehr verströf löse. Der Bennie is an die Gerret un hot die Rudies erunner geholt. Jedes hot sich e Hand voll genome un dann is es los gange. Amwer denke Se, es häit einer von die Buwe e Stid abbejhe könne? Nids tommeraus. Der Bennie hot gefagt: Ma, die Rudies sin so hart wieBrids. Zunt se emol in dein Stoffe, hen ich gefagt; er hot's auch gedahn un zwar for putteniehr e halve Stund, amwer denke Se, die verbollte Dinger wär'n weich geworde? Well, ich hen die Sach nit edspöhne könne. Der Phil hot gefagt, geb mich emol eins her; er hot emol gefisse, amwer trotz seine gute Zähn hot er kein Stid abgebracht. Do sin ich emol zu die Webseweikern. Die flecht doch immer, daß se so en gute Rud is un hen ich gefagt: Hier, We-

desweilern, teht emol mei Rudies, ich weid nit, was die Mütter mit se is. Wie se getreit hot, enei zu beise, do hot se sich ihren Fronttucht ausgefisse. No, no, was hot die Frau-angewone! Se is immer so praut uff ihre schöne Luffkes gewese, amwer zwische Jhne un mich dent ich gar nit, daß sie se ohne duht. Se hot gefagt, es wär e Unverschämtheit, sie so ebbes zu ofere; das wärte keine Rudies, das wärte Bridstein. Mer hen dann mit e Hättschet getreit, die Dinger zu schmäde, amwer mer hen's nit duhn löne. Do is mich e Licht uffgange, das war so araf wie e Stehbüllänern. Mitaus e Wort zu sage, sin ich heimelgelaufe, sin in die Botierie gesterzt un schubr genug; ich hen instett den Flauerfäd den Sod mit Jemmet gekädeft gehabt, wo der Phil jühst hot wolle, for den Sellerföhr zu jemmete! Ei tell juh, ich hen so schief gefüht, wie ich in mei ganzes Leve noch nit gefüht hen. Ich hen die Rudies in die Wädjard vergrabe, so daß se Niemand mehr gefehen hot un sin dann in den Behferschapp gange, wo ich mich en neue Supplee gekauf hen. Mit beste Riegarbs

Lizzie Hanstengel.

Wie sterben die Reptilien?

Interessante Angaben über die „letzten Augenblicke“ bei gewissen Tierklassen finden sich im Biologischen Zentralblatt. Ein Wiener Forscher, Dr. Franz Werner vom Zoologischen Institut der Universität zu Wien, hat seit einer ganzen Reihe von Jahren Beobachtungen auf diesem bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Gebiete angestellt. Seine Beobachtungen erstrecken sich allerdings nur auf Reptilien. Der Tod tritt bei diesen Tieren meistens in den späten Abendstunden bis ins Witternacht ein, seltener am Morgen, am seltensten bei Tage. In der Mehrzahl der Fälle läßt sich der Eintritt des Todes recht schwierig feststellen, da viele Reptilien, die längere Zeit trübselig gewesen sind, in einer Stellung verenden, die sie vorher oft tagelang eingenommen haben. Baumlebende Tiere steigen mitunter schon wochenlang vor dem Tode von den Bäumen herab, unterirdisch lebende kommen an die Oberfläche. Bei Tieren mit Farbenwechsel — es sei nur an das Chamäleon erinnert — zeigt sich eine Aufhellung der Färbung bis zu Gelb oder Gelblichweiß un damit ein Aufhören des Farbwechselsvermögens.

Bei Schlangen ist vor dem Tode häufig eine große Unruhe zu bemerken. Unaufhörlich kriechen sie im Terrarium, lebhaft züngelnd, umher; aber allmählich werden sie ruhiger, verlangsamten ihre Bewegungen und rollen sich schließlich in eine weite, lockere Spirale ein, um so gegen Mitternacht ihr Leben zu beschließen. Die Lage der Reptilien nach dem Tode ist davon abhängig, ob das Tier ohne oder mit Todestampf verendet. Trat der Tod leicht, ohne Kampf ein, so nehmen die Tiere ihre gewöhnliche Ruhelage ein. Krotobile und Eidechsen haben den Kopf etwas seitwärts geneigt und die Beine nach hinten ausgestreckt oder in weiteren, lockeren Schlingen zusammengewickelt. Thiere, die einen heftigen Todestampf hatten, liegen meist auf dem Rücken.

Ganz genau hat Werner das Verhalten der Schildkröten studiert. Schildkröten, die auf dem Trocknen verenden, haben stets den Kopf eingezogen; solche, die im Wasser sterben, zeigen ihn dagegen immer lang vorgezogen. Die Vorderbeine sind nach dem Tode weit nach vorn gestreckt. Auch das Gesicht der Reptilien zeigt — wie das der Menschen — nicht selten einen „hippokratischen“ Zug. Bei den Schlangen verhält sich das hippokratische Gesicht durch ein sehr starkes Schielen, indem die Pupille stets aus der Augenmitte nach abwärts gerückt ist, so daß man oberhalb von ihr weit mehr von der Regenbogenhaut sieht als gewöhnlich. Ähnliche Erscheinungen finden sich am Auge bei Eidechsen, Chamäleonen, Krotobilen und Schildkröten. Dieses hippokratische Gesicht ist ein sicheres Zeichen dafür, das die Tiere vor dem Tode krank waren.

Eine neue Gummipflanze.

Nach La Quingaine hat der Gouverneur von Madagastar einem Kaufmann in Diego Suarez die Betriebs-erlaubnis für die Gewinnung von Gummi aus einer Art Winde (convolvulus) erteilt, die in der genannten Kolonie unter der Bezeichnung Ombryi bekannt ist. Sollte es sich bestätigen, daß diese Pflanze durch das Großgewerbe verarbeitbares Rohgummi liefert, so wäre das auch für das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, das die klimatischen und Bodenverhältnisse wie Madagastar aufweist und daher gleichfalls zur Zucht jener Gummi liefernden Winde geeignet erscheinen müßte, von Bedeutung. Von „Cobulus Scammonia L.“ einer im Orient wachsenden Schlingpflanze mit spießspießförmigen buchtig gegähnten Blättern, sehr langen, drei Blüthen tragenden Stielen und gelblich-weißen Blumen, ist schon lange bekannt, daß ihr spindelförmiger fleischeriger Wurzelstock einen weichen, scharfen Milchsaft enthält, der das sogenannte Scammoniumgummi liefert.

Der Hoteldieb.

Eine Geschichte aus Baden-Baden. Von F. F a h r o w.

„Aho,“ sagte der Baurath Dantler zu seiner Frau, „es hilft alles nichts, ich muß nach Baden-Baden.“ „Schrecklich!“ sagte Lia ironisch. „Wie Du willst, Kind. Ich zweinte, daß es im Leben doch immer nur etwas subjektiv Angenehmes oder Unangenehmes giebt. Für Dich wäre es ohne Zweifel etwas sehr Angenehmes, nach Baden-Baden zu reisen; aber für mich ist es schrecklich. Du weißt ja, wie ungeschickt ich auf Reisen bin; ein bißchen zerstreut, vielleicht auch.“ „Ein bißchen zerstreut? Daß Gott erbarm! Du bist der zerstreute Professor im Superlativ!“

Es war ihm wirklich fatal, daß er reisen mußte. Doch der Fürst Helmsfelden, der ein sehr wichtiger und freigebiger Herr war, hatte ihm eine kleine Reise nach Baden-Baden zu kommen. Dort konnte man die Baupläne durchsehen, die nach den durchlauchtigen „Ideen“ von dem Baurath bereits entworfen waren. Es handelte sich um den Umbau eines alten Schloßgebäudes, der noch im Herbst in Angriff genommen werden sollte.

„Ich will Dir was sagen,“ erklärte Frau Lia plötzlich, „ich reise mit. Sonst verliert Du die Pläne noch oder richtest sonst einen Schaden an; ich bin nie zerstreut.“ Herr Dantler pflegte sich nie lange gegen einmal ausgesprochene Wünsche seiner Frau zu sträuben, weil es nutzlos und anstrengend war.

Baden-Baden! — Ein Glanz von Licht, Lust, Schönheit, Musik, Eleganz liegt über dem Ort. Der Fürst Helmsfelden wohnte in „Baldisen Hof“ und hatte Dantler aufgefordert, ebenfalls dort abzufestigen. Gleich in der ersten Stunde hatte der Baurath eine Besprechung mit dem Fürsten, und am nächsten Tage sollte eine weitere stattfinden; für den Abend aber war man frei und für den Nachmittag auch.

Lia hatte ein wunderschönes schwarzes Taillenkleid angezogen, trug einen blaßrosa Schärferhut und sah entzückt aus; ihr Gatte, trotz seiner knappen fünfzig Jahre im wallenden schneeweißen Bart, „stand ihr gut.“ wie sie zu sagen pflegte.

Man hatte famos soupirte und hörte jetzt dem Concerte der Zigeuner zu, die ohne Noten hinführend fiedelten. Der Fürst ging vorüber und grüßte mit einem huldigen Lächeln den Baumeister und seine Frau. Alles war Braut, Glanz, die Wellen des Lebens fluteten hoch hinauf. — Plötzlich ein Anhalten, eine Frage: „Gustav, wo hast Du Deine Baupläne?“

„In meiner Handtasche.“ Das kam so grobartig, so unbedingte sicher heraus, daß es fast beruhigend klang; aber Lia kannte ihren Mann: „Und die Handtasche? Du hastest sie um fünf Uhr bei Kundemayer.“ „Kundemayer — richtig. Ja — ich denke doch, von da habe ich sie wieder mit in's Hotel genommen.“ Verzweifelt sah Lia ihren Gatten an. In dieser Handtasche befand sich auch die Reifebaarschaft, einiaiger Schmutz von ihr und die Schlüssel zu den anderen Koffern.

Lia eilte, gefolgt von ihrem Gustav, zu Kundemayer. Nein, diese altschwarzwüde Stätte wehte nichts von einem liegendebliebenen Täschchen. — Und nun nach dem Hotel. Nein — die Tasche war nicht da! „Gustav!“ schloß Lia, indem sie auf einen Stuhl sank, „Du bist entsetzlich! Jetzt sind die Papiere fort!“ „Aber liebes Kind, Du wollest doch aufpassen! Dazu bist Du bloß mitgereist!“

Ein vernichtender Blick traf ihn: „Ich dachte, es würde genügen, wenn ich Dich ohne Unfall bis zur ersten Konferenz durstige. Auch gab ich Dir die Tasche bei Kundemayer noch extra in die Hand, als ich hineinging, um mir Chokolade zu kaufen.“ „Lia!“ rief der Baurath in plötzlicher Erleichterung, „jetzt fällt mir's ein! Ich habe die Zeichnungen beim Fürsten liegen lassen! In Nummer 33!“

„Gott sei Dank! Geh' also und hole sie — der Fürst ist noch im Kurgarten.“ Leise klopfte der Baurath an dem Wohnzimmer des Fürsten — dann nochmals stärker — und da niemand antwortete, trat er ein. Zerte er sich oder suchte jemand durch das Zimmer? Rasch drehte er das elektrische Licht auf — nein, es war niemand zu sehen.

Dort aber auf dem Schreibtisch stand das längliche Täschchen aus braunem Rindleder. Er ergriff es und eilte damit aus dem Zimmer, pralle jedoch auf dem Gange mit einem Herrn zusammen, der ihn merkwürdig forschend ansah und ihm dann auf dem Fuße folgte. Dieser merkte sich die Nummer des Zimmers, in dem der weißbärtige Herr verschwunden war, und ließ dann draußen einen sonderbaren, pfeifenden Laut hören.

Wie aus der Erde gewachsen stand ein Mann neben ihm, der salutierend die Hand an den Hut legte. „Dort!“ sagte der Herr, indem er auf das Zimmer des Bauraths wies. „Ich glaube, wir haben ihn! Weiker Bart, nicht wahr? Kneifer? Etwas schleppender Gang?“

„Ja, ja! Aber er ist so tollfoll-

schlau — sollte er wirklich die Sachen bei sich haben? Bisher haben wir schon dreimal vergeblich nach den Beweisstücken gesucht.“

„Aber diesmal hatte er sie in der Hand! Warten Sie nur einen Moment, ich will nur noch einmal im Zimmer des Fürsten nachsehen...“ Der Herr ging hinein — das Zimmer war dunkel.

„Na — was ist denn das?“ murmelte Herr Bred, einer der berühmtesten Detektives Deutschlands. Ich möchte doch darauf wetten, daß das Zimmer hell war, als der Mensch herauskam! Aber hol' der Teufel alle Hoteldiebe — lieber bin ich jedem anderen Gauner auf der Spur, als solch einem. Und warum schleppen die Leute auch ewig ihre Juwelen mit auf Reisen herum! Zu thöricht!“

Er hatte unterdessen das Licht wieder ausgebreht und sah sich um. — Ja, war er denn verberbt? Dort stand ja doch die braune Ledertasche wieder auf dem Schreibtisch! Und er hatte doch gesehen, wie der weißbärtige Kerl (natürlich trug er einen falschen Bart) mit der Tasche in der Hand in No. 23 verschunden war!

Er nahm die kleine Tasche hoch und betrachtete sie — in demselben Moment erlösch von neuem das Licht, eine Thür klappete, und ein Schlüssel drehte sich draußen im Schloß. „Himmelskafal!“ — Herr Bred hatte Augen, die sich nur sehr schlecht an Dunkelheit gewöhnen konnten, und deshalb tastete er sich unsicher durch das Zimmer, stieß an Tische, riß Stühle um und gelangte dann an eine falsche Thür, denn diese führte zum Schlafgemach des Fürsten.

Als es ihm endlich gelang, wieder Licht zu machen und während an der verschlossenen Thür zu rütteln, war draußen längst ein anderer Herr mit einem weißen Barte, einem Kneifer und etwas schleppendem Gange davongeeilt.

Auch dieser Herr schluckte vor sich hin, aber nur, weil er heute Abend ganz erfolglos „gearbeitet“ hatte. Inzwischen war Lia, als sie ihren Gatten mit der Tasche eintraten sah, in bester Laune wieder aufgesprungen: „Komm, jetzt gehen wir noch eine Stunde zu den Zigeunern! Mir ist ein Stein vom Herzen herunter.“ Bei diesen Worten wollte sie die Tasche in einen Schrank einschließen und sagte lustig:

„Na, die Juwelen und die Pläne wären also gerettet! Nun komm —“ „Hal!“ sagte eine strenge Stimme. Eine Männerhand griff ihr über die Schulter und bemächtigte sich der Tasche.

Sie stürzte auf und haßte danach, aber wie versteinert hielt sie inne, als sie sah, daß man ihren Mann am Arm ergriffen hatte. Zwei fremde Männer waren im Zimmer; der ältere von beiden sagte:

„Sie haben ausgespielt, mein Lieber! Diesmal haben wir Sie entrappt — diese Juwelen gehören dem Fürsten Helmsfelden.“ „Was?“ rief der Baurath. „Sind Sie von Sinnen? Diese Tasche gehört mir; ich bin der Baurath Dantler aus Berlin! In der Tasche sind meine Baupläne.“

„Ach, was Sie sagen! Nun sehen Sie mal an!“ — Und der Detektiv öffnete die Ledertasche, die voll von Glus mit kostbaren Schmuckstücken war. —

Nach einem Schrei stieß Lia aus, dann fuhr sie wie der Blitz zum Zimmer hinaus und auf die Straße. Fünf Minuten später stand sie athemlos vor dem Fürsten Helmsfelden im Kurgarten: „Durchlaucht! — etwas Unerhörtes — man beschuldigt meinen Mann des Diebstahls — — wir haben die falsche Tasche — — bitte, kommen Sie mit und rekonozsieren Sie meinen Gatten.“

Was blieb dem Fürsten anderes übrig, als sofort dem Verlangen dieser kleinen Fee in schwarzem Taill zu willfahren? Der rosa Hut stand ihr auch gar zu reizend.

Er fuhr mit ihr in das Hotel und befreite den Baurath aus seiner unangenehmen Lage.

Im alten Berlin.

Die Mai-Feier des Jahres 1905, die hundertjährige Wiederkehr des Todestages von Friedrich Schiller, wirft bereits spielende Lichter in unsere Tage hinein. An allen Orten, wo Deutsche wohnen, beginnen schon die Vorbereitungen, diesen denkwürdigen Tag festlich zu begehen, das ganze deutsche Volk wird sich einig um den großen Mann schaaren.

Die erste derartige Schillerfeier, die ich mitgemacht, liegt fast ein halbes Jahrhundert zurück, sie spielte sich hier am 10. November 1859 ab und ist mir noch in ziemlich deutlicher Erinnerung geblieben. Auf dem „Gendarmenmarkt“, wie damals der Schillerplatz hieß, befand sich seit Wochen eine vieredrige Baugrube, etwa zwei Meter im Geviert groß, von einem rohen Brettergerüst umgeben, an dem in der Nacht an zwei Ecken je ein trübes Oellämpchen flackerte, um die Vorübergehenden vor dem Stolpern zu warnen. Es war damals bekanntlich noch ziemlich trügerlich mit der Berliner Straßenbeleuchtung bestellt, und wir Schuljungen vertrieben es, spät Abends den „Gendarmenmarkt“ mit den beiden gepfeiften düsteren Lämpchen zu überkreuzen. Von der Feier am Vormittage, den Reden und Auszügen der Studenten und Deputationen, habe ich nur noch eine dunkle Vorstellung behalten, aber der abendlichen Illumination der Stadt, zu deren Befichtigung ich mit meinen Eltern ging, erinnere ich mich deutlicher.

Es war dies wohl die erste allgemeinere größere Illumination in Berlin, die dann nach den siegreichen Feldzügen an Schlachttagen und an Königs Geburtstag regelmäßig wiederkehrte. Wir waren von der Leipzigerstraße durch die Jerusalemstraße die Mohrenstraße hinauf gegangen, um an die Straße zu gelangen, auf der sich später das Denkmal von Reinhold Begas' Meißlerhand erheben sollte. Da scholl uns vom Plage her ein Gebrüll entgegen, wie ich es von Menschen im Leben nicht wieder gehört habe. Ein bestialisches Schreien, ein Toben, ein Gröhlen, dazwischen schrille Pfeifstöße, eine Höllenmusik, die sich aus einer Klopferei aus Gießkannen, Kochtöpfen, Kupfertesseln, Kindertrommeln zusammensetzte, dazwischen widerndes Gelächter, ängstliches Geschrei von Frauen und Kindern, ein Tönuwobohu bischarrmonischer Geräusche, wie von einer Horde wahninnig gewordener Kannibalen ausgestoßen. Wir gingen noch einige Schritte die Mohrenstraße entlang, bis knapp an die Markgrafenstraße heran, als wir einer kleinen Gesellschaft anständig gekleideter Bürger begegneten, die mit dem Rufe „Die Rehberger sind 'reingekommen!“ schnell in die Markgrafenstraße abbog, der wir uns in genauer Kenntnis der gefährlichen Sachlage zu unserem Heile anschlossen.

Die Worte „Die Rehberger“ war ein Schredensruf in Alt-Berlin. Wüste Gassen, die in den bewaldeten Anhöhen an der Tegeler Chaussee hausten, vereinigen sich mit den Maschinenbauern der großen Fabriken im Norden Berlins, vor dem Dranienerburger Thor, in der Chausseestraße und weiter, den Fabriken von Vorfing, Gellisch, Düm, Wöhlert, den Arbeitern der königlichen Eisenwerke in der Invalidenstraße u. s. w. und machten bei öffentlichen Festen und feierlichen Gelegenheiten eine Art Vergnügungszug nach den „besseren“ Stadtteilen, um dort in allerlei Uebermuth und Rohheiten ihr Wesen zu treiben. Die Sache sah im Allgemeinen schlimmer aus mit dem wilden Geschrei und dem tobenden Instrumentalspektakel, als sie in Wirklichkeit war, — aber meiner Erinnerung nach war die Schillerfeier jenes Jahres ein Rehberger-Tag von ganz besonderer Wildheit.

Fürchterlich sah es am anderen Morgen an der Stätte des Grundsteinens aus. Der Zaun war umgerissen, die ganze Anlage zertrampelt und zerriffene Reste von männlichen und weiblichen Kleidungsstücken zeugten auf dem Kampplatz und seiner Umgebung, wo die „Rehberger“ Stunden lang wie die Wilden gehaust hatten.

Die Rehberger waren ein Erbe der achtundvierziger Bewegung. Der Berliner Magistrat unternahm es nach den Märztagen, tausenden von hungernden Proletariern Arbeit zu geben. Die Rehberge sollten von ihrem Fichtenschlund befreit, der Boden planirt werden. Da trieben diese Erdbarbeiter ihr tolles Wesen. Sie arbeiteten wenig, lebten einträchtig, prügelten sich gegenseitlich, widerlegten sich den Schwachmeistern und Abends jagten sie durch das Dranienerburger Thor, schwer beladen mit Holzklöben, die sie als stillschweigend bewilligten Lohnzuschuß zum heimischen Herde schleppten.

Aber noch eine freundlichere Erinnerung, als diese ist, bewahrt ich an jenen Schillertag. In den Anfängen meiner journalistischen Thätigkeit, um 1875, lernte ich einen älteren Berliner Redakteur kennen, Hermann Bernhardt, den alten Bernhardt, wie er damals schon hieß, einen ganz prachtvollen Kollegen und ein wirkliches Original. Der kleine, unterlegte Herr, mit dem dunkelrothen, bierförmlichen Gesicht, dem eisgrauen starren Haar und Bart, der immer hustete und pruffte, wie ein überheizter Dampfessel, war noch ein Journalist von der alten Schule. Echt liberalen Sinnes war Bernhardt, von goldigen Humor, aber von der modernen Journalistik, wie sie damals begann, hielt er nicht

viel. Nüchtern, Schnellarbeit, Rospoff und Telephon, Privatbespeken und Originalberichte hat er Zeit seines Lebens — er starb 1891 — souverän verachtet. „Glauben Sie mir, lieber Colleague,“ pflegte er zu sagen, „es ist dem Publikum wirklich gleichgültig, ob es den neuen Wort in der Morgennummer oder in der Abendausgabe lieft. Uebrigens, und überhaupt — der Teufel hole die Abendblätter.“ Bernhardt war der eigentliche spiritus rector der alten Tribüne gewesen, die nur drei oder vier Mal in der Woche erschien, durchaus den damaligen Verhältnissen entsprechend, während er in der Zeit unseres Kennenlernens ein tägliches Blatt leitete. Es wurde von ihm der etwas boshafte Späß erzählt, er sei nie an das Fenster seines nach der Straße gelegenen Redaktionszimmers gegangen, aus Furcht, es könnte dort etwas passiren, worüber er berichten müßte.

Nicht wenig zu Gute that sich der alte Bernhardt auf eine Erfindung, die inzwischen Gemeingut vieler geworden ist: die humoristischen Gerichtsverhandlungen, die er, seinen Erzählungen nach, zuerst als ein neues Genre, in seiner „Tribüne“ einführte. Einer anderen Uebersetzung zufolge ist jedoch der alte Thiele, der einstige Besitzer des längst entfallenen Blattes „Publizist“, der Urheber dieser lustigen Schilderungen aus dem Leben und Treiben in den Berliner Gerichtssälen.

Aus dem alten Berlin der vierziger und fünfziger Jahre hatte Bernhardt die lebhaftesten und genauesten Erinnerungen: man brauchte nur einen Namen zu nennen, und mit jugendlicher Lebhaftigkeit, die wiederum nur durch häufiges Käuspern und Husten gedämpft wurde, erzählte er die ganze Lebensgeschichte des Betreffenden von seinem ersten Auftreten in Berlin bis zum Ende. Bernhardt spielte in dem alten, kleinen Berlin eine Rolle; man sprach von seinen humoristischen Artikeln, von seinen Epigrammen und von allerlei echt Berliner Scherzen, die er theils in der „Tribüne“, theils in einem nur kurze Zeit bestehenden Witzblatt „Pipifax“ veröffentlichte.

Nun nun zu meiner Schiller-Erinnerung. An dem Tage der allgemeinen Illumination wollte auch Bernhardt's Zigarenlieferant bei dem großen Jubel nicht zurückbleiben und erbat von „seiner“ populären Schriftsteller einen schönen Vers für das Transparenz sollte. Und Hermann Bernhardt stiftete dem einflussreichen Zigarenhändler dazu folgende hübsche Verse:

„Einen doppelten Friedrichs'or trug mir dieses epigrammatische Wortspiel ein —, schmuckelnde der alte Bernhardt, wenn er das Erlebnis zum Besten gab. Hoffentlich hat er es mir, da er nun seit Jahren in die große himmlische Redaktion eingetreten ist, wo es keine störenden Abendblätter giebt, nicht übergenommen, daß ich seinen Vers einer schönen Frau mit einer kleinen Veneration auf eine Zigarenschachtel geschrieben habe, ohne den wirklichen Autor zu nennens

Steinshuder.

Warum die Seehunde Steine verschlucken, hat Dr. Lucas in der Wochenschrift Science des näheren untersucht. Er weist darauf hin, daß bisher keine genügende Erklärung gegeben worden ist, obgleich die Seehunde wahrscheinlich nicht die einzigen Thiere mit dieser Gewohnheit sind. Ist doch erst kürzlich darauf hingewiesen worden, daß nach paläontologischen Befunden auch die alten Pleistozänen, die Zeitgenossen der Ichthyosaurer, Steine in ihrem Magen mit sich geführt haben. Man ist auf den Gedanken verfallen, daß diese Steine den Tieren als Ballast dienen, was aber nicht der Fall sein kann, weil die Seehunde ohne Steine ebenso leicht tauchen wie mit denselben. Die Steine werden auch nicht zum Zerreiben der Nahrung im Magen gebraucht, denn sie kommen auch schon im Magen der Jungen vor, die schon von der Muttermilch leben. Ebenso wenig zutreffend ist der Vermuthung, daß die Steine den Meiz beseitigen sollen, den schmerzhaften Würmer im Magen der Seehunde verursachen. Endlich werden sie auch nicht etwa aus Versehen mit der Nahrung verschluckt, wie sich schon aus ihrem Vorkommen bei jungen Seehunden ergibt.

Es ist nach den neuesten Forschungen durchaus sicher, daß die Seehunde die Steine nicht zufällig verschlucken, sondern sogar mit besonderer Sorgfalt unter den längs der Küste verstreuten Steinen auswählen und immer die abgerundeten bevorzugen. Diese eigentliche Thatsache wird schon dadurch bewiesen, daß in der Regel immer Steine von einer Art in einem Magen vorfinden, obgleich man den Seehunden schwerlich zutrauen kann, daß sie eingehende petrographische Kenntnisse besitzen. Es ist ein eigenthümliches Anbild, wenn ein junger Seehund Steine suchen geht und mit großer Vorsicht seine Wahl trifft, ehe er einen verschluckt. Da die Seehunde Knochen und andere unverdauliche Dinge zuweilen wieder von sich geben, so muß der Vorrat an Steinen im Magen von Zeit zu Zeit erneuert werden. Der eigentliche Zweck der Gewohnheit bleibt danach noch immer räthelhaft.